

Michael Meuser

Die widersprüchliche Modernisierung von Männlichkeit. Kontinuitäten und Veränderungen im Geschlechterverhältnis¹

1. Gender troubles

Ein Blick auf den Stand der Geschlechterverhältnisse zu Beginn des 21. Jahrhunderts lässt eine Gleichzeitigkeit von Veränderungen und hartnäckigen Persistenzen erkennen. Einerseits ist vieles in Bewegung geraten, brechen zahlreiche tradierte Muster der Regulierung der Beziehungen zwischen Frauen und Männern auf, andererseits besteht die gesellschaftliche Machtposition der Männer weitgehend fort. Veränderungen finden in mehreren Dimensionen statt. In der *Berufswelt* erobern sich Frauen immer neue Berufsfelder, die vormals den Männern vorbehalten waren. Kaum jemand wundert sich noch, wenn Busse oder Straßenbahnen von Frauen gefahren werden oder eine Polizistin bei einer Verkehrskontrolle zum Alkoholtest bittet. 30 Jahre zuvor war das noch gänzlich anders. Zwar gibt es weiterhin Berufe, in denen Männer unter sich sind, doch haben diese mehr und mehr den Charakter von Reservaten. Und wie bei sonstigen Reservaten ist ihr Bestand gefährdet. Zuletzt mussten dies die kämpfenden Einheiten der Bundeswehr erfahren. Der Eroberung „männlicher“ Berufsfelder durch Frauen korrespondiert freilich keine vergleichbare Bewegung in umgekehrter Richtung. Nur wenige Männer wollen Krankenpfleger, Erzieher im Kindergarten oder Sekretär werden. Das Überschreiten der Grenzen zwischen sog. Frauen- und Männerberufen ist bislang weitestgehend ein einseitiger Prozess.

Unverkennbar sind auch die Veränderungen in den *Familienbeziehungen*. Der Wandel der Familie und der Wandel der Geschlechterverhältnisse sind in vielfältiger Weise ineinander verwoben. Mit der Pluralisierung der Familienformen ist das Geschlechterarrangement der traditionellen bürgerlichen Familie in arge Bedrängnis geraten. Dieses Arrangement, in dem der Mann als Ernährer der Familie den ihm anvertrauten Familienmitgliedern, also Frau und Kindern, ein von finanziellen Sorgen freies Leben ermöglicht und die Frau die Aufgaben von Kinderaufzucht und Haushalt als den ihr gemäßen Bereich fraglos übernimmt, war zwar immer schon von vielen Familien nicht zu realisieren; als normatives, von der Mehrheit der Bevölkerung gestütztes Ideal hat es jedoch bis weit in die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts Bestand gehabt. Das gilt zumindest für den Westen Deutschlands, für die alte Bundesrepublik; in der DDR sah dies anders aus. In dem Maße, in dem einerseits nicht mehr nur im Osten,

¹ Dieser Beitrag basiert in großen Teilen auf dem Aufsatz: „Herausgeforderte Männlichkeit – Neue Zwänge oder neuer Optionen?“ In: SOWI, Heft 2 / 2005, im Druck.

sondern auch im Westen Deutschlands die Frauen in gleicher Weise wie die Männer eine Berufsorientierung geltend machen und dies gegebenenfalls auch gegen den Widerstand ihres Ehemanns oder Partners durchsetzen und in dem andererseits immer mehr Männer, bedingt durch den Strukturwandel der Erwerbsarbeit und eine wachsende strukturelle Arbeitslosigkeit, ihre Berufsorientierung nicht mehr selbstverständlich in eine lebenslange Erwerbsbiographie umsetzen können, verliert das bürgerliche Familienmodell gewissermaßen sein „Personal“. Zugleich ist das traditionelle familiäre Geschlechterarrangement gefährdet. Auch in der familialen Dimension sind es mehr die Frauen als die Männer, welche proaktiv einen Wandel herbeiführen.

Gravierende Veränderungen sind im *Bildungsbereich* zu verzeichnen. Die besseren schulischen Leistungen der Mädchen sind in jüngster Zeit ein Dauerthema der Presseberichterstattung. Jungen geraten in diesem Bereich ins Hintertreffen. Das erzeugt bei vielen Verunsicherungen und Ressentiments. Auch wenn die männliche Herrschaft fraglich geworden ist, bestimmt das Leitbild einer hegemonialen Männlichkeit weiterhin die männliche Geschlechtsidentität. Schlechter als Mädchen abzuschneiden wird vor diesem Hintergrund als Entwertung der eigenen Person erfahren. Vermutlich werden die jungen Männer, die heute mit schlechteren Noten die Schule verlassen, in zehn bis 15 Jahren in ihrer beruflichen Karriere weiter vorangekommen sein als ihre Mitschülerinnen. Aber das kann sich ändern, sollte sich der Trend der letzten Jahre fortsetzen; und dann wäre eine zentrale Säule männlicher Herrschaft – Beruf und Karriere – ernsthaft einsturzgefährdet.

Das *Wertesystem* der Deutschen wie vieler anderer westlicher Gesellschaften ist hinsichtlich der Beziehungen der Geschlechter in wachsendem Maße vom Ideal der Gleichheit geprägt. Nicht zuletzt bewirkt durch die Kritik, welche die Frauenbewegung an der männlichen Herrschaft geübt hat, hat sich zumindest eine Rhetorik der Gleichheit durchgesetzt. Dies ist auch bei Männern zu beobachten. Vergleicht man Befragungen von Männern, die in den 1970er und 1980er Jahren durchgeführt wurden (Pross 1978; Metz-Göckel/Müller 1986), mit einer neueren Studie (Zulehner/Volz 1998), dann findet man eine wesentlich größere Orientierung an egalitären Werten und eine höhere Gewichtung eines Engagements in der Familie. Es ist bekannt, dass diesem Einstellungswandel noch keine entsprechend veränderte Praxis korrespondiert. So machen nur ca. zwei bis fünf Prozent der berufstätigen Väter (die Angaben variieren je nach Quelle) von dem Recht auf Elternzeit Gebrauch. Man kann das mit Ulrich Beck als „verbale Aufgeschlossenheit bei gleichzeitiger Verhaltensstarre“ (Beck/Beck-Gernsheim 1990, S. 31) bezeichnen. Gleichwohl, eine Rhetorik der Gleichheit hat sich vor

allem unter jungen Männern durchgesetzt. Während viele ältere Männer sich noch als Ernährer und Oberhaupt der Familie bezeichnen, verwenden junge Männer dieses Vokabular nicht mehr, wenn sie ihre Position in Partnerschaft und Familie beschreiben (Meuser 1998). Ein ungebrochenes patriarchales Selbstverständnis hat unter jungen Männern nur noch geringe Verbreitung – auch dann, wenn der Mann faktisch mit seinem Einkommen den Unterhalt der Familie ganz oder größtenteils bestreitet.

All diese Entwicklungen haben zwar die gesellschaftliche Dominanz des männlichen Geschlechts bislang nicht ernsthaft ins Wanken bringen können – zwar sind immer mehr Frauen erwerbstätig sein und verfügen zudem über immer bessere Bildungsvoraussetzungen als gleichaltrige Männer, die Führungspositionen in Wirtschaft, Wissenschaft, öffentlicher Verwaltung und Politik bleiben jedoch mit wenigen Ausnahmen in Männerhand. Allerdings haben diese Entwicklungen zumindest eines zur Folge: Die fortbestehende männliche Herrschaft steht unter einem wachsenden Legitimationsdruck, sie setzt sich „nicht mehr mit der Evidenz des Selbstverständlichen“ durch, wie Pierre Bourdieu (1997b, S. 226) zu Recht diagnostiziert hat.

2. Krisenszenario und Optionalitätsdiskurs

Das männliche Geschlecht ist ins Gerede gekommen. Der Verlust der Fraglosigkeit männlicher Herrschaft hat ein Interesse an der Beschäftigung mit der Spezies Mann evoziert. Seit Mitte der neunziger Jahre sind Männer zum Gegenstand medialer Aufmerksamkeit geworden. Nicht selten ist die Medienberichterstattung von einem *Krisenszenario* bestimmt. So fragt ein Special des Spiegels im Jahr 1997, ob der deutsche Mann auf dem Weg „vom Macho zur Memme“ sei.² In einem Special der Zeitschrift Brigitte zum Thema Männer und ihre Gefühle aus dem Jahr 1999 diagnostiziert der Soziologe Klaus Hurrelmann: „Dem Mann steht das Wasser bis zum Hals“; eine Neuorientierung weg von einer einseitigen Berufsfixierung und hin zu mehr Familienorientierung sei dringend erforderlich.³ In jüngster Zeit berichtet der Spiegel mit Blick auf die deutlich schlechteren schulischen Leistungen des männlichen Nachwuchses von „angeknacksten Helden“.⁴

Dem Krisenszenario steht ein *Optionalitätsdiskurs* gegenüber – und bisweilen auch zur Seite. Demzufolge sind Männer aus den Zwängen tradierter Rollen befreit, und es für sie in

² Spiegel special Nr. 7/1997: „Der deutsche Mann – Vom Macho zur Memme?“

³ Brigitte special SH 3/99: „Männer über ihre Gefühle“, S. 10

⁴ Spiegel 21/2004, S. 82ff.

wachsendem Maße eine Frage der Wahl, welchen Entwurf von Männlichkeit sie leben wollen. Dieser vor allem in Gestalt von Ratgeber-, Lebenshilfe- und Verständigungsliteratur gepflegte sowie von Teilen der *men's studies* genährte Diskurs erzeugt den Eindruck, Männlichkeitsentwürfe lägen heutzutage gleichsam wie in einem postmodernen Supermarkt der Lebensstile zur Auswahl bereit (Behnke/Meuser 1998).

Beide Diskurse übertreiben. Eine *Krise* liegt dann vor, wenn es hinsichtlich der Zukunft keine Erwartungssicherheit mehr gibt. Noch aber vermag das tradierte männliche Verhaltensrepertoire in den meisten Situationen Verhaltenssicherheit zu verschaffen. Es ist allerdings in bestimmten Lebensbereichen für *jüngere* Männer prekär geworden. Diese sind, so lässt sich beobachten, in wachsendem Maße mit widersprüchlichen Erwartungen konfrontiert, je nachdem, ob sie sich in der homosozialen Gemeinschaft der Geschlechtsgenossen befinden oder mit gleichaltrigen Frauen zusammen sind (Meuser 2004).

Homosozialität meint die wechselseitige Orientierung der Angehörigen eines Geschlechts aneinander, "the seeking, enjoyment, and/or preference for the company of the same sex" (Lipman-Blumen 1976: 16). Kimmel (1996: 7) begreift männlich-homosexuelle Handlungsfelder als diejenigen sozialen Räume, in denen die männliche Geschlechtsidentität ausgebildet und verfestigt wird. „Masculinity is largely a homosocial enactment.“ Bourdieu (1997a: 203) zufolge wird der männliche Habitus „konstruiert und verändert [...] nur in Verbindung mit dem den Männern vorbehaltenen Raum, in dem sich, *unter Männern*, die ernstesten Spiele des Wettbewerbs abspielen“. Bei diesen Spielen handelt es sich um „Machtspiele“; die geschlechtliche Sozialisation zielt darauf, die Männer darauf zu orientieren, „die Machtspiele zu lieben“ (201).

Zwei miteinander verbundene Eigenschaften homosozialer Handlungsfelder sind für die männliche Identitätsbildung und die Konstitution des männlichen Geschlechtshabitus von strategischer Bedeutung: die Distinktion gegenüber der Welt der Frauen und auch gegenüber (bestimmten) anderen Männern sowie die Konjunktion unter Männern. Diese *doppelte Distinktions- und Dominanzstruktur* von Männlichkeit ist auch mit dem von Connell (1987, 2000) entwickelten Konzept der „hegemonialen Männlichkeit“ angesprochen (Meuser 2003).

Im homosozialen Kontext, in Situationen, in denen Männer unter sich sind, wird von den Geschlechtsgenossen hegemoniale Männlichkeit als die Norm bekräftigt, auf die Männer verpflichtet werden – unabhängig von einem möglicherweise abweichenden individuellen

Selbstverständnis. Das kann z.B. dadurch geschehen, dass Arbeitskollegen einen Mann, der regelmäßig ohne Verpflegung zur Arbeit kommt, fragen, ob seine Frau ihm denn keine Pausenbrote zubereiten würde, oder dergestalt erfolgen, dass ein Mann, der während einer Gruppendiskussion mehrfach versucht, seine Freundin telefonisch zu erreichen, von den anderen Männern die Frage gestellt bekommt, wer denn eigentlich in der Partnerschaft „die Hosen anhabe“, er oder seine Freundin (vgl. zu letzterem ausführlich Meuser 2001a). Homosoziale Männergemeinschaften fungieren als Verstärker hegemonialer Männlichkeit. Davon sind gerade auch solche Männer betroffen, die non-traditionale, an Egalitätsnormen orientierte Einstellungen vertreten. Die homosoziale Männergemeinschaft agiert gleichsam als ein kollektiver Akteur der Konstruktion von Differenz und der Bekräftigung von Distinktion.

Den in der homosozialen Männergemeinschaft perpetuierten männlichen Hegemonieansprüchen stehen nun in heterosozialen Kontexten Gleichheitserwartungen junger Frauen entgegen. Dessen sind sich die jungen Männer durchaus bewusst. Es entsteht eine Konfliktkonstellation einer mehr oder minder starken Diskrepanz von Erwartungen, während in der Generation ihrer Väter die Erwartungssysteme noch stärker kongruent waren bzw. immer noch sind (Meuser 1998, S. 183ff., 277ff.).

Das erzeugt nicht notwendigerweise eine Krise der Männlichkeit, lässt aber Mannsein zu einer ambivalenten Angelegenheit werden, die ein hohes Maß an Balance zwischen diskrepanten Erwartungen erfordert. Die Notwendigkeit, Ambivalenzen zu bewältigen, ist freilich keine Besonderheit der geschlechtlichen Identität, sondern generelles Kennzeichen spätmoderner Lebensformen. Identität kann heute nicht mehr schlüssig als widerspruchsfreie Einheit konzipiert, sondern muss als spannungsreicher Prozess verstanden werden.

In dem *Optionalitätsdiskurs* erfährt die (zutreffende) These der sozialen Konstruktion von Geschlecht die irreführende (voluntaristische) Deutung, man könne gegebene und über lange historische Prozesse sedimentierte Konstruktionen qua Willensakt verändern. Soziale Konstruktionen sind jedoch nicht weniger mächtig als 'biologische Tatsachen'. Die sozialen Verhältnisse, die wir mit unseren wechselseitig aufeinander bezogenen Handlungen schaffen, erzeugen fundamentale soziale Zwänge, denen nicht einfach zu entkommen ist. Wir selbst betätigen uns, wie Goffman (1971, S. 15) schreibt, als unsere eigenen Gefängniswärter und sind in den von uns erzeugten Konstruktionen gefangen. Selbst die Einsicht in diese Zusammenhänge vermag die Zwänge nicht aufzuheben. Auch das zeigt sich sehr eindrücklich in den Gruppendiskussionen. Die sozialen Konstruktionen von Geschlecht machen sich in den

Individuen in Gestalt von Habitualisierungen geltend. Bourdieu (1997a, S. 171) weist darauf hin, dass die „Beharrungskräfte des Habitus [...] sich nicht durch eine einfache, auf die befreiende Bewusstwerdung gegründete Willensanstrengung aufheben“ lassen.

Der (optimistischen) Annahme des Optionalitätsdiskurses, Männlichkeit sei heute eine Frage der Wahl, nicht zu folgen hat weder die Konsequenz, Männlichkeit als ein uniformes Gebilde zu verstehen, noch sie als starr und veränderungsresistent zu begreifen. Die *men's studies* verwenden zu Recht den Plural: *Männlichkeiten*. Es gibt nicht *den* Mann. Varietät lässt sich auch anders denn als Optionalität konzipieren. Hierzu ist es notwendig, den Blick darauf zu lenken, dass die soziale Position eines Individuums nicht allein durch seine Geschlechtslage, sondern auch durch andere soziale Lagen bestimmt ist, insbesondere durch die Zugehörigkeit zu einer sozialen Klasse oder einem sozialen Milieu, durch die ethnische Zugehörigkeit, die Generationszugehörigkeit. Hierauf hat die sog. *race-class-gender-Debatte* hingewiesen. Aus dieser Perspektive ist die Männlichkeit eines autochthonen deutschen Mannes, der in leitender Position als Manager in einem Industrieunternehmen beschäftigt ist, eine andere als die Männlichkeit eines türkischen Arbeitsmigranten, der in demselben Unternehmen am Fließband arbeitet. Auch unterscheidet sich die Männlichkeit eines pensionierten Familienvaters von derjenigen eines jungen Mannes, der sich in der Lebensphase von Berufs- und Partnerwahl befindet. Der Optionalitätsdiskurs verkennt die Bedeutung der „Seinsverbundenheit“ (Karl Mannheim) von Denken und Handeln. Die Varietät von Männlichkeit(en) ist weniger im Sinne von Optionen zu verstehen als vielmehr als differente Ausdrucksformen von Männlichkeit zu konzipieren, die sich der Zugehörigkeit der Individuen zu weiteren sozialen Lagen als der Geschlechtslage verdanken.

Damit vermeidet man ein voluntaristisches Missverständnis der Varietät der Geschlechtslage, wie es den Optionalitätsdiskurs kennzeichnet. Zwar gibt es durchaus unterschiedliche Ausdrucksformen von Männlichkeit – und in diesem Sinne Männlichkeiten –, aber nicht in Gestalt einer Multioptionalität. Varietät entsteht weniger als Folge intentionaler Strategien; sie ergibt sich vor allem aus der Verschränkung der Geschlechtslage mit anderen Soziallagen.

3. Herausforderungen: Strukturwandel der Erwerbsarbeit

Statt von Krise und Optionalitäten zeihe ich es vor, von neuen Herausforderungen zu sprechen. Auch wenn die Geschlechterverhältnisse in nahezu allen uns bekannten Gesellschaften und, was den eigenen Kulturkreis betrifft, in der gesamten abendländischen

Geschichte von der Dominanz des männlichen Geschlechts bestimmt sind, unterliegen sie einem historischen Wandel. Dieser kann sowohl von außen induziert sein als auch innerhalb der Geschlechterverhältnisse selbst entstehen. Wirkungen von außen, das können z.B. Veränderungen der Klassenverhältnisse sein, oder es können gesellschaftliche Transformationsprozesse sein, wie sie hierzulande nach 1989 in der Folge der deutschen Einheit entstanden und vor allem mit Blick auf die Lebenslagen ostdeutscher Frauen vielfach beschrieben worden sind. Die Auswirkungen auf ostdeutsche Männer hat unlängst Sylka Scholz (2004) in ihrer Dissertation beschrieben.

Die Kritik der Frauenbewegung an der männlichen Herrschaft sowie die in deren Folge entwickelten geschlechterpolitischen Initiativen und Maßnahmen zugunsten von Frauen haben die Struktur der Geschlechterverhältnisse von innen verändert. Da Geschlecht eine relationale Kategorie ist, haben die Veränderungen weiblicher Lebenslagen zwangsläufig Auswirkungen auf die Position der Männer in der Geschlechterordnung. Dieser Wirkungszusammenhang steht gewöhnlich im Fokus, wenn in gegenwartsdiagnostischer Absicht nach dem Wandel männlicher Lebenslagen gefragt wird. Mindestens gleichermaßen bedeutsam ist eine zweite, die Geschlechterverhältnisse von außen tangierende gesellschaftliche Entwicklung: der Strukturwandel der Erwerbsarbeit, der sich mit dem Übergang von der Industriegesellschaft zu einer Informations- bzw. „Netzwerkgesellschaft“ (Castells 2001a) vollzieht.

Castells hat in seinem umfangreichen Werk über das „Informationszeitalter“ darauf hingewiesen, dass die Geschlechterordnung nicht minder als andere soziale Ordnungen in die Umbrüche dieses Zeitalters involviert ist. Nicht zuletzt sind die Rahmenbedingungen der Konstruktion von Männlichkeit betroffen.⁵ Dies wird deutlich, wenn man sich vergegenwärtigt, was die Basis von Männlichkeitskonstruktion unter industriegesellschaftlichen Bedingungen kennzeichnet. Kern der industriegesellschaftlichen Geschlechterordnung sind bekanntlich die Trennung und die Hierarchisierung der Sphären von Produktion und Reproduktion sowie die mehr oder minder stringent vollzogene Zuweisung der Geschlechter zu einer der beiden Sphären. Zumindest in dem ideologischen Überbau der bürgerlichen Gesellschaft geschieht die Zuweisung geschlechtsexklusiv, wie zahlreiche sozialhistorische Studien gezeigt haben. In der Praxis hat die strikte Trennung der Sphären bekanntlich nur im Bürgertum so funktioniert, wie die Ideologie es vorsah. Gleichwohl, als hegemoniale Klasse hat das Bürgertum auch den hegemonialen

⁵ Dieser Aspekt bleibt bei Castells allerdings unterbelichtet; er verfolgt den Zusammenhang von Informationszeitalter und Geschlechterordnung vornehmlich mit Blick auf die Veränderungen weiblicher Lebenslagen.

Geschlechterdiskurs bestimmt. Insofern kann man sagen, dass die Männlichkeitskonstruktionen unter industriegesellschaftlichen Bedingungen von der Trennung und Hierarchisierung der Sphären von Produktion und Reproduktion bestimmt sind. Berufs- statt Familienorientierung und Vollerwerbstätigkeit im Rahmen des sog. Normalarbeitsverhältnisses machen den Kern der industriegesellschaftlichen Männlichkeitskonstruktion aus. Sie bilden die Normalitätsfolie männlicher Lebenslagen, und sie sind die Basis männlicher Suprematie. Dieser industriegesellschaftliche Kern macht sich auch in den Männlichkeitskonstruktionen ostdeutscher Männer geltend, wie Sylka Scholz (2004) gezeigt hat.

Mit dem Strukturwandel der Erwerbsarbeit, wie wir ihn in Deutschland spätestens seit den neunziger Jahren beobachten können, beginnt die industriegesellschaftliche Basis männlicher Lebenslagen wegzubrechen. Die meisten soziologischen Zeitdiagnosen stellen eine weitreichende Transformation von Arbeit und Beschäftigung fest. Die Stichworte lauten: Flexibilisierung der Arbeit, Entgrenzung von Arbeit und Leben, Feminisierung der Arbeit. Flexible Arbeit wird „zur vorherrschenden Erwerbsform“ (Castells 2001b, S. 428). Dies hat verschiedene Dimensionen. Flexible Arbeit meint u.a. eine flexible Verteilung des Arbeitsvolumens auf die Beschäftigten, so wie es für das Unternehmen jeweils am günstigsten ist, ferner Flexibilisierung der Arbeitszeiten (nicht nur im Sinne von Teilzeit-Verträgen) und der Standorte (Dekonzentration der Arbeit, Outsourcing, Ich-AG's), räumliche und zeitliche Entgrenzung von Arbeit (Verlagerung der Arbeit in die Privatsphäre und in die Freizeit, Erreichbarkeit tritt an die Stelle von Anwesenheit), schwindende Jobstabilität (Castells 2001a, S. 298f.). Auf der Seite der Arbeitnehmer bedeutet Flexibilisierung vor allem eine unbedingte Bereitschaft zu beruflicher Mobilität. Folgt man den Thesen von Voß (1998, S. 478f.), dann wird der industriegesellschaftliche Typus des „beruflichen Arbeitnehmers“ zunehmend durch den Typus des „Arbeitskraftunternehmers“ ersetzt, der die optimale Verwertung seiner Arbeitskraft erfolgreich selbst managt – oder an dieser Aufgabe scheitert. *„Insgesamt wird die traditionelle Form der Arbeit auf der Grundlage von Vollzeitbeschäftigung, klaren beruflichen Aufgabenstellungen und eines für den gesamten Lebenszyklus gültigen Karrieremusters langsam aber sicher untergraben und aufgelöst.“* (Castells 2001a, S. 307; Hervorhebung im Original)

Mit der Flexibilisierung der Arbeit geht einher eine Entgrenzung von Arbeit und Leben (Gottschall/Voß 2003) bzw. der Bereiche von Produktion und Reproduktion. Die für die bürgerliche Geschlechterordnung fundamentale Separierung der Sphären beginnt sich

aufzulösen. Allerdings scheint die Entgrenzung im Wesentlichen in eine Richtung zu laufen: Rationalitäten der Arbeitswelt überformen diejenigen der Sphäre der Reproduktion, kaum einmal umgekehrt (Jürgens 2001). Vor allem greifen die Zeitregimes der Arbeitswelt auf den familialen Alltag über. Die Flexibilisierung der Arbeitszeit berührt „die zeitliche Dimension der Lebensführungen, indem sie die verlässlichen Zeiträume einschränkt, die für primäre soziale Beziehungen bedeutsam sind.“ (Jürgens 2001, S. 52) Hochschild (2002, S. 63) spricht von einem „taylorisierten Familienleben“.

Schließlich findet eine Feminisierung der Erwerbsarbeit statt. Dies ist nicht nur in dem (vordergründigen) Sinne zu verstehen, dass die Zahl erwerbstätiger Frauen steigt, sondern meint darüber hinaus, dass die Merkmale, die Erwerbsarbeit von Frauen typischerweise kennzeichnen, nämlich Prekarität der Jobs, Diskontinuität der Beschäftigungsverhältnisse sowie ungeschützte Arbeitsverhältnisse immer mehr zur geschlechterübergreifenden Normalität werden (Böhnisch 2003, S. 43f.).

Aus diesem Strukturwandel von Erwerbsarbeit ergeben sich Konsequenzen für Männlichkeitskonstruktionen. Diese sehe ich in zwei Dimensionen: in der zunehmenden Diskontinuität männlicher Erwerbsbiographien und in einem Zerfall homosozialer Männerwelten in der Berufssphäre.

In dem Maße, in dem eine Diskontinuität der Erwerbsbiographie zu einer Basiserfahrung von Männern wird, ist die berufsorientierte männliche ‚Normalbiographie‘ von Auflösung bedroht. Das industriegesellschaftliche Normalarbeitsverhältnis macht den selbstverständlichen Kern bisheriger Männlichkeitskonstruktionen aus. Wenn dieser Kern sich zersetzt, ist eine zentrale Basis männlicher Geschlechtsidentität und auch männlicher Hegemonie gefährdet. Wenn im Zuge der Feminisierung der Erwerbstätigkeit männliche Erwerbsbiographien sich weiblichen angleichen, kommt den Männern ein wichtiges Distinktionsmittel abhanden. Es ist meines Wissens noch nicht empirisch untersucht, welche Folgen das für Männlichkeitskonstruktionen und für männliche Identitäten hat. Angesichts der Bedeutung, welche die Berufszentriertheit der Männer als Fundament der bürgerlichen Geschlechterordnung hat, dürften die Folgen gravierend sein. Heike Kahlert und Claudia Kajatin (2004: 18) vermuten, dass die Erosion des Normalarbeitsverhältnisses Männer stärker und anders trifft als Frauen. Aus Untersuchungen zu Langzeitarbeitslosigkeit bei Männern wissen wir um deren identitätsbedrohenden Auswirkungen (Eggert 1987; Heinemeier 1992). Anders als Frauen sind Männer nicht darauf

vorbereitet, zwischen den Sphären von Produktion und Reproduktion zu wechseln (Böhnisch 2003, S. 43).

Ein anderer Aspekt der skizzierten Prozesse der Flexibilisierung, Diskontinuierung und Feminisierung von Arbeit ist in der Literatur bislang nicht thematisiert worden. Castells (2001b, S. 428) sieht im Zuge der Feminisierung der Arbeit einen neuen Typus von Beschäftigten entstehen, der den alten Typus des *organization man* ersetzt. Den *organization man* kennzeichnet neben einer Karriereorientierung vor allem die Einbindung in eine männlich-homosozial geprägte Arbeitswelt, die nicht selten den Charakter der Männerbündischen hat. Die sogenannten *old boys networks* haben hier ihre institutionelle Basis. Diese Netzwerke beruhen nicht nur auf sozialer Nähe und einer habituellen Übereinstimmung derjenigen, die dem Network angehören. Ganz entscheidend ist auch die Möglichkeit, im Arbeitsalltag Räume zu haben, in denen Verbindungen geknüpft und lebendig gehalten werden können und in denen eine männlich geprägte Arbeitskultur gepflegt werden kann. Es geht um die nicht-offizielle Hinterbühne der Organisationskultur, um deren geschlechtliche Substruktur, auf der die Organisation nicht minder aufruht als auf den offiziellen Organisationszielen.

Wir können gegenwärtig eine fortschreitende Auflösung homosozialer Welten in der Berufswelt beobachten. Die hauptsächliche Ursache ist gewiss, dass Frauen sich Zugang zu vormals exklusiv männlichen Berufen verschafft haben, zuletzt zu den kämpfenden Einheiten der Bundeswehr. Es ist aber auch zu überlegen, ob neue Arbeitsformen wie projektorientierte Teams, die für einen bestimmten Auftrag zusammen gestellt werden und dann wieder auseinander gehen, oder eine Folge von wechselnden Beschäftigungsverhältnissen zu einer Erosion der homosozialen Substruktur der Berufswelt beitragen. Die neuen Informationstechnologien haben, so Castells (2001a, S: 298), eine „Transformation der Arbeit“ in Gestalt einer „Individualisierung der Arbeit im Arbeitsprozess“ zur Folge. Was mit der Flexibilisierung der Arbeit möglicherweise auch verloren geht, ist die Kontinuität sozialer Bindungen, die für homosoziale Männergemeinschaften typisch ist. Die Frage, die sich hier stellt, ist, ob sich männerbündische Strukturen auch unter den Bedingungen von Diskontinuität aufrecht erhalten lassen. Mangels empirischer Forschung muss diese Frage hier unbeantwortet bleiben.

Als *Zwischenfazit* lässt sich festhalten: In den Umbrüchen in der Arbeitswelt deutet sich eine Entwicklung an, die auch in anderen Bereichen der sozialen Welt zu beobachten ist:

Männlichkeit verliert mehr und mehr ihre traditionellen institutionellen Orte und damit den Charakter des Selbstverständlichen. Sie ist damit noch nicht in einer Krise, wird aber zu einer Gestaltungsaufgabe. Männer müssen, so Böhnisch (2003, S. 85) „selbst schauen, wie sie mit ihrer Männlichkeit zurecht kommen, da sie nicht mehr institutionell vorausgesetzt und im Geschlechterverhältnis entsprechend gestützt ist.“ Männlichkeit wird von einer Vorgabe zu einer Aufgabe.

4. Reflexive Männlichkeiten

In einem gewissen Sinne ist Männlichkeit damit erst in der Moderne angekommen. Moderne Identitäten zeichnen sich, so Berger, Berger und Kellner (1987, S. 71), durch ein hohes Maß an Reflexivität aus. Ein „Zustand des unreflektierten ‚Zuhause-seins‘ in der sozialen Welt“, kennzeichnend für in Traditionen fest verankerte Lebensweisen, ist nicht mehr möglich. Dies findet seinen Ausdruck unter anderem in einer medialen Männlichkeitsofferte (Böhnisch 2003; Gauntlett 2002). Die Medien produzieren vermehrt Sinnangebote, die sich gezielt an Männer richten. Es ist vermutlich kein Zufall, dass ein neues Genre von

Publikumszeitschriften sich zu dem Zeitpunkt auf dem Zeitschriftenmarkt zu etablieren vermag, als die institutionelle Basis männlicher Dominanz prekär zu werden beginnt:

Lifestyle-Magazine für Männer, die ab Mitte der neunziger Jahre in dichter Folge auf dem Markt erschienen sind (Meuser 2001b). In Zeitschriften wie *Men's Health*, *GQ* (Gentlemen's Quarterly), *FHM* (For Him Magazin) oder *Maxim* erfolgt gewissermaßen eine mediale Reflexion der Ambivalenzen gegenwärtiger Männlichkeitskonstruktionen. Die Zeitschriften sind Teil einer Diskursivierung von Männlichkeit. Was ist daran bemerkenswert?

Geschlechtsspezifische Lifestyle-Magazine gibt es seit Jahrzehnten – für Frauen. Und lange Zeit galten solche Magazine als eine typisch weibliche Angelegenheit; „‘real men‘ didn't need a magazine to tell them how to live“ (Gauntlett 2002, S. 154) – zumindest benötigten sie solche Hinweise nicht in einer expliziten Form.⁶

Das ändert sich offensichtlich. Damit wird dem Männlichen der Nimbus des Sachlich-Neutralen entzogen; Männer werden zu einem geschlechtlich Besonderen, als das Frauen schon immer gesehen wurden. Dies erfolgt unabhängig von den Intention der Zeitschriften-Macher, es ist der zwangsläufige Effekt einer Diskursivierung von Männlichkeit, wie sie gegenwärtig in unterschiedlichen Formen betrieben wird. Diskursivierung zerstört

⁶ Gewiss enthält auch eine Zeitschrift wie *Auto*, *Motor*, *Sport* implizit (Ideal-)Bilder von Männlichkeit; anders als in den neuen Männerzeitschriften werden hier aber Männlichkeit und Männerrolle nicht zum ausdrücklichen Thema der Beiträge gemacht.

Fraglosigkeiten, sie macht das vormalig Unhinterfragte befragbar. Und genau dies geschieht in den Männerzeitschriften. Männlichkeit wird befragt und gleichsam vermessen. Der eigentliche Gegenstand, die *hidden agenda* der Zeitschriften ist die soziale Konstruktion von Männlichkeit (Gauntlett 2002, S. 170).

Die Tatsache, dass in einem insgesamt von sinkenden Auflagenhöhen gekennzeichneten Zeitungs- und Zeitschriftenmarkt sich das Segment der Männerzeitschriften erfolgreich etablieren konnte, verweist auf ein steigendes Interesse von Männern an Orientierungshilfen im Prozess der geschlechtlichen Selbstverortung. Dass es sich bei den offerierten Orientierungen vielfach um modernisierte Varianten einer hegemonialen Männlichkeit handelt (Meuser 2001b), steht der Beobachtung, dass Männlichkeit reflexiv zu werden beginnt, nicht entgegen. Dies lässt sich vielmehr als medialer Ausdruck des bereits erwähnten Umstandes begreifen, dass die männliche Herrschaft sich nicht mehr mit der Evidenz des Selbstverständlichen durchsetzt. Die Modernisierung hegemonialer Männlichkeit ist ein Aspekt der widersprüchlichen Modernisierung.

Dass Männlichkeit reflexiv zu werden beginnt lässt sich auch in anderen sozialen Feldern beobachten. Ein instruktives Beispiel ist die Entstehung einer spezifischen *Männergesundheitsforschung* in den neunziger Jahren. Die zeitliche Koinzidenz der beginnenden Institutionalisierung der Männergesundheitsforschung mit der forcierten Transformation der Geschlechterordnung ist augenfällig. Der Aufschwung jener geht einher mit dem Schwinden männlicher Dominanz in der Gesellschaft. Vor diesem kulturellen Hintergrund ist es überhaupt erst (denk-)möglich, im medizinischen und gesundheitswissenschaftlichen Kontext von dem „zerbrechlichen Mann“ zu sprechen (Kraemer 2000) und eine Frage wie die folgende zu stellen: „Is being a man a disease?“ (Meryn/Steiner 2002) Die Gesundheitswissenschaft attestiert den Frauen ein besseres Gesundheitsbewusstsein als den Männern und einen sorgfältigen Umgang mit dem eigenen Körper; der Umgang, den Männer gewöhnlich mit ihrem Körper pflegen, wird als „schonungslos“ beschrieben (Bründel/Hurrelmann 1999: 128ff.). In den Diagnosen eines defizitären Bezugs des Mannes auf den eigenen Körper verkehrt sich die im medizinischen Diskurs bislang vorherrschende Setzung des männlichen Körpers als (implizite) Norm in ihr Gegenteil. Gegenwärtig gelten eher die Frauen als ‚Körper-kompetent‘. Wenn diagnostiziert und kritisiert wird, Männer achteten „weniger als Frauen auf Körpersignale“, gingen „mit den ersten Symptomen einer Krankheit sorgloser um als Frauen“, ernährten „sich ungesünder als Frauen“, schnitten sowohl beim Gesundheitsbewusstsein als auch beim Gesundheitsverhalten

„im Vergleich zu Frauen schlechter ab,“ und wenn diese Diagnosen in das Fazit münden „Männlichkeit ist gesundheitlich ‚kontraproduktiv‘“ (Bründel/Hurrelmann 1999, S. 130, 134, 145), dann wird das Gesundheitsverhalten der Frauen zum Maßstab, an dem auch Männer sich orientieren sollen. Auch in dieser Hinsicht sind die Männer herausgefordert.

Der mediale Männlichkeitsdiskurs und die gesundheitswissenschaftliche ‚Entdeckung‘ des Mannes als Problemfall stehen auf unterschiedliche Weise für ein und dasselbe Phänomen: für eine neue Aufmerksamkeit auf männliche Lebenslagen und Existenzweisen, die prekär zu werden beginnen. Der Mann wird in seiner Geschlechtlichkeit thematisiert. Das verweist zunächst auf neue Herausforderungen, die sich vor allem den skizzierten Transformationen sowohl der Geschlechterordnung als auch der Strukturen der Erwerbsarbeit verdanken. Ob diese Herausforderungen als Belastung erfahren werden, im Sinne einer ‚erlittenen‘ Emanzipation“ des Mannes, wie sie Ulrich Beck bereits vor 15 Jahren diagnostiziert hat (Beck/Beck-Gernsheim 1990, S. 199), oder ob sie als Chancen gesehen werden, neue männliche Lebensweisen jenseits tradierter Muster zu entwerfen – ob die Notwendigkeit, sich der eigenen Männlichkeit reflexiv zuwenden zu müssen, als neuer Zwang oder als eine neue Option erfahren wird, muss derzeit als eine empirisch offene Frage gelten. Da das Reflexivwerden von Lebenslagen mit einem Verlust an habitueller Sicherheit einher geht und da es bislang noch kaum gesellschaftlich akzeptierte Gegenentwürfe zu einer am Ideal der hegemonialen Männlichkeit orientierten männlichen Existenzweise gibt, steht zu erwarten, dass zumindest vorerst eine Majorität der Männer die skizzierten Herausforderungen und Reflexionsnotwendigkeiten als belastend erfährt. Neue Optionen zu sehen und diese auch zu realisieren bedarf eines unterstützenden sozialen Umfeldes. Ein solches steht gegenwärtig allenfalls einer begrenzten Anzahl von Männern zur Verfügung.

5. Geschlechterpolitische Interventionen

Hieran, an der Thematisierung des Mannes in seiner Geschlechtlichkeit, könnten m.E. Überlegungen ansetzen, welche Ansatzpunkte für an Männer adressierte geschlechterpolitischen Interventionen es geben könnte. Im Kontext der Diskussionen um Gender Mainstreaming und Managing Diversity wird verstärkt Gender als eine Humanressource entdeckt, die sich gewinnbringend für Organisationen und Unternehmen einsetzen lässt. Das hat zu einigen sehr kritischen Diskussionen geführt (vgl. z.B. Bereswill 2004; Wetterer 2002). Deren Tenor ist, dass mit der „betriebswirtschaftlichen“ Perspektive Geschlecht nicht mehr als eine Kategorie sozialer Ungleichheit gesehen wird. Darauf will ich

hier nicht weiter eingehen. Ich will den Blick auf einen anderen Umstand lenken. In diesem Verständnis von Gender als Humanressource geht es implizit fast ausschließlich um das weibliche Geschlecht. So betrachten Unternehmen Maßnahmen zur Vereinbarkeit von Beruf und Familie nahezu ausschließlich unter dem Aspekt, welche (ökonomischen) Vorteile das Unternehmen davon haben wird, wenn es Frauen die Vereinbarkeit erleichtert. Gewiss überrascht es nicht, wenn Unternehmen die Geschlechterfrage in einer ökonomischen Terminologie thematisieren und den „return of investment“ genau berechnen, den familienfreundliche Maßnahmen und Programme zu erbringen versprechen. Und es ist gewiss auch nicht realitätsfern, wenn Unternehmen davon ausgehen, dass das Vereinbarkeitsproblem in der Regel von den Frauen bewältigt wird. Zugleich wird damit aber dieses Problem institutionell den Frauen immer wieder aufs Neue zugerechnet. Deren Zuständigkeit für das „Vereinbarkeitsmanagement“ (Behnke/Meuser 2003) wird gleichsam doppelt reproduziert: individuell durch die betroffenen Frauen und institutionell durch eine entsprechende Adressierung unterstützender Maßnahmen.

Hier korrigierend einzugreifen und das Vereinbarkeitsproblem als ein *nicht* geschlechtsexklusives deutlich zu machen erscheint in geschlechterpolitischer Hinsicht als eine lohnende Aufgabe. Dies umso mehr, als an entsprechende Interessenbekundungen von Männern angeschlossen werden kann. Väter und besonders junge Väter äußern verstärkt den Wunsch, mehr Zeit für die Familie und für die Kinder zu haben. Immer mehr Väter wollen aktiv an der Erziehung der Kinder beteiligt sein, und das ist kein Lippenbekenntnis. Dieses Bedürfnis nach aktiver Vaterschaft ist eine der deutlichsten Veränderungen der traditionellen Männerrolle. Faktisch tun die Väter aber sehr wenig, um die Lebensbedingungen diesem Wunsch gemäß zu gestalten. Kaum ein Mann arbeitet freiwillig teilzeit. Und kaum ein Mann macht von der Möglichkeit Gebrauch, Erziehungsurlaub bzw. Elternzeit in Anspruch zu nehmen.

Hier wäre ein möglicher Ansatzpunkt für Gender Mainstreaming, das an Männer adressiert ist. Was könnte das praktisch bedeuten? Gesetze müssen nicht verändert werden. Die rechtlichen Möglichkeiten stehen Männern wie Frauen zur Verfügung. Gender Mainstreaming hieße hier z.B., Strukturen und Kulturen von Organisationen zu verändern. Wenn Männer nicht teilzeit arbeiten und keine Elternzeit in Anspruch nehmen, sondern ihre Frauen das überwiegend tun, dann hat das in vielen Fällen auch ökonomische Gründe. Die Männer verdienen oft mehr, so dass die Familie eine Minderung oder gar ein Wegfallen ihres Verdienstes nicht verkraften könnte. Doch das erklärt noch nicht alles. Auch in Familien, in

denen Mann und Frau gleich verdienen oder die Frau mehr als der Mann, gehen überwiegend die Frauen in Erziehungsurlaub bzw. nehmen Elternzeit in Anspruch. Von Bedeutung sind neben ökonomischen Erwägungen auch Zuschreibungen und Erwartungen an die Männer. So sind Vorgesetzte weniger bereit, Männern Teilzeitarbeit zu genehmigen als Frauen. Hier müsste die Organisationskultur, die Kultur eines Unternehmens verändert werden. Wenn Männer Elternzeit beantragen oder teilzeit arbeiten wollen, um sich um ihre Kinder zu kümmern, dann wird das oftmals als ein Mangel an beruflichem Engagement wahrgenommen. Wenn Frauen das gleiche tun, dann gilt das als ein vorbildliches Engagement für die Familie. Hier kommen traditionelle Geschlechterstereotype zum Tragen.

Eine Veränderung der Kultur eines Unternehmens, wir können auch sagen: der Geschlechterkultur eines Unternehmens käme zum einen den Männern zu Gute, die eine Balance zwischen Berufsorientierung und Familienorientierung herstellen wollen. Sie käme aber auch den Frauen zu Gute, die berufstätig bleiben können. Wir hätten es hier mit einer Konstellation zu tun, die eine win-win-Situation darstellt. Der Nutzen der einen Seite geht nicht auf Kosten der anderen, sondern beide profitieren davon.

Freilich ist es nicht generell so, dass Männer Nutzen von Gender Mainstreaming haben. Die Situation ist komplex und kompliziert, und sie ist geschlechterpolitisch brisant. Gender Mainstreaming bedeutet in anderen Bereichen auch harte Verteilungskämpfe, in denen es Gewinner und Verlierer gibt. Das ist vor allem dort der Fall, wo es um die Verteilung knapper Ressourcen geht, also im Wettbewerb um Arbeitsplätze und berufliche Positionen.

Ob unter Gender Mainstreaming Programme laufen, von denen auch Männer profitieren, hängt letztlich von den Machtkonstellationen im geschlechterpolitischen Feld ab. Es gibt hier, wie auch anderswo im politischen Feld, keinen Programm-Automatismus. Von entscheidender Bedeutung dürfte sein, wie die kontrovers geführte Debatte entschieden wird, ob Gender Mainstreaming, konsequent umgesetzt, nicht erfordere, Lebenslagen von Männern in gleicher Weise wie Lebenslagen von Frauen als Ausgangspunkt für die Entwicklung von Maßnahmen zu nehmen. Welchen Ausgang diese Debatte nehmen wird, lässt sich angesichts der gegenwärtigen Ungewissheit, wer künftig in Deutschland die politischen Rahmenbedingungen bestimmen wird, nur schwer prognostizieren.

Literatur

Beck, Ulrich/Beck-Gernsheim, Elisabeth: Das ganz normale Chaos der Liebe. Frankfurt a.M. 1990.

Behnke, Cornelia/Meuser, Michael: Tausendundeine Männlichkeit? Männlichkeitsmuster und sozialstrukturelle Einbindungen. In: *Widersprüche* 18, 1998, Nr. 67, S. 7-25.

Behnke, Cornelia/Meuser, Michael: Vereinbarkeitsmanagement. Die Herstellung von Gemeinschaft bei Doppelkarrierepaaren. In: *Soziale Welt* 54, 2003, S.163-174.

Bereswill, Mechthild: „Gender“ als neue Humanressource? Gender Mainstreaming und Geschlechterdemokratie zwischen Ökonomisierung und Gesellschaftskritik. In: Meuser, Michael/Neusüß, Claudia (Hg.): *Gender Mainstreaming*. Bonn 2004, S. 52-70.

Berger, Peter L./Berger, Brigitte/Kellner, Hansfried : Das Unbehagen in der Modernität, Frankfurt a.M. 1987.

Böhnisch, Lothar: Die Entgrenzung der Männlichkeit. Verstörungen und Formierungen des Mannseins im gesellschaftlichen Übergang. Opladen 2003.

Bourdieu, Pierre: Die männliche Herrschaft. In: *Dölling, Irene / Beate Kraus* (Hg.): Ein alltägliches Spiel. Geschlechterkonstruktion in der sozialen Praxis. Frankfurt a.M. 1997a, S. 153-217

Bourdieu, Pierre: Eine sanfte Gewalt. Pierre Bourdieu im Gespräch mit Irene Dölling und Margareta Steinrück. In: *Dölling, Irene / Beate Kraus* (Hg.): Ein alltägliches Spiel. Geschlechterkonstruktion in der sozialen Praxis. Frankfurt a.M. 1997b, S. 218-230

Bründel, Heidrun/Hurrelmann, Klaus: Konkurrenz, Karriere, Kollaps. Männerforschung und der Abschied vom Mythos Mann. Stuttgart 1999.

Castells, Manuel: Das Informationszeitalter, Bd. I: Die Netzwerkgesellschaft. Opladen 2001a.

Castells, Manuel: Bausteine einer Theorie der Netzwerkgesellschaft. In: *Berliner Journal für Soziologie* 11, 2001b, S. 423-439.

Connell, R. W.: Gender and Power. Society, the Person and Sexual Politics. Cambridge 1987.

Connell, R. W.: Der gemachte Mann. Opladen 2000.

Eggert, Annelinde: „Das Refugium der Geschlechtsrollen. Interpretation des Protokolls einer Arbeitslosengruppe“, in *Belgrad, Jürgen u.a.* (Hg.): Zur Idee einer psychoanalytischen Sozialforschung: Dimensionen szenischen Verstehens. Frankfurt a.M. 1987, S. 196-225.

Gauntlett, David: Media, Gender and Identity. An Introduction. London 2002.

Goffman, Erving: Interaktionsrituale. Frankfurt a.M. 1971.

Gottschall, Karin/Voß, G. Günter (Hg.): Entgrenzung von Arbeit und Leben. Zum Wandel der Beziehung von Erwerbstätigkeit und Privatsphäre im Alltag. München/Mering 2003.

Heinemeier, Siegfried: Rette sich wer Mann. Arbeitslosigkeit als Krise von Männlichkeit. In: *BIOS* 18, 1992, S. 63-82.

Hochschild, Arlie: Keine Zeit. Opladen 2002

Jürgens, Kerstin: Familiäre Lebensführung. Familienleben als alltägliche Verschränkung individueller Lebensführungen. In: *Voß, G. Günter/Wehrich, Margit* (Hg.): tagaus – tagein. Neue Beiträge zur Soziologie Alltäglicher Lebensführung, München/Mering 2001, S. 33-60.

Kahlert, Heike/Claudia Kajatin: Entgrenzung, Beschleunigung, Vernetzung – Auf dem Weg ins Informationszeitalter. In: Dies. (Hg.): Arbeit und Vernetzung im Informationszeitalter. Frankfurt a.M./New York 2004, S. 9-32.

Kimmel, Michael: Manhood in America. A Cultural History. New York 1996.

Kraemer, S.: The Fragile Male. In: British Medical Journal 321, 2000, S. 1609-1612.

Lipman-Blumen, Jean: Toward a Homosocial Theory of Sex Roles: An Explanation of the Sex Segregation of Social Institutions. In: Signs 1, 1976, S. 15-31.

Meryn, S/Steiner, M.: Is Being a Man a Disease? Men's Health in the 21st Century. In: Men's Health Journal 1, 2002, 4, S. 70.

Metz-Göckel, Sigrid/Müller, Ursula: Der Mann. Weinheim/Basel 1986.

Meuser, Michael: Geschlecht und Männlichkeit. Soziologische Theorie und kulturelle Deutungsmuster. Opladen 1998.

Meuser, Michael: "Das heißt noch lange nicht, daß sie die Peitsche in der Hand hat" – Die Transformation der Geschlechterordnung und die widersprüchliche Modernisierung von Männlichkeit. In: DISKURS, 11, 2001a, 1, S. 44-50.

Meuser, Michael : "Ganze Kerle", "Anti-Helden" und andere Typen. Zum Männlichkeitsdiskurs in neuen Männerzeitschriften, in: *Döge, Peter/Meuser, Michael* (Hg.): Männlichkeit und soziale Ordnung. Neuere Beiträge zur Geschlechterforschung. Opladen 2001b, S. 219-236.

Meuser, Michael: Wettbewerb und Solidarität. Zur Konstruktion von Männlichkeit in Männergemeinschaften, in: von Arx, Sylvia u.a. (Hg.): Koordinaten der Männlichkeit. Orientierungsversuche. Tübingen 2003, S. 83-98.

Meuser, Michael: Junge Männer: Aneignung und Reproduktion von Männlichkeit. In: *Becker, Ruth/Kortendiek, Beate* (Hg.): Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Wiesbaden 2004, S. 370-377.

Priddat, Birger P.: Frauen als virtuelle Unternehmerinnen: Hyper-Organizations of Work, Life and Household. Ein Beitrag zur Geschlechterfrage in der New Economy. In: Sociologica Internationalis 39, 2001, S. 91-117.

Pross, Helge: Die Männer. Reinbek 1978.

Scholz, Sylka: Männlichkeit erzählen. Lebensgeschichtliche Identitätskonstruktionen ostdeutscher Männer. Münster 2004

Voß, G. Günter: Die Entgrenzung von Arbeit und Arbeitskraft. Eine subjektorientierte Interpretation des Wandels der Arbeit. In: MittAB 1998, H 3/98, S. 473-487.

Wetterer, Angelika: Strategien rhetorischer Modernisierung. Gender Mainstreaming, Managing Diversity und die Professionalisierung der Gender-Expertinnen. In: Zeitschrift für Frauenforschung und Geschlechterstudien 20, 2002, S. 129-148.

Zulehner, Paul M./Volz, Rainer: Männer im Aufbruch. Wie Deutschlands Männer sich selbst und wie Frauen sie sehen. Ostfildern 1998.